

Nr. 37. Bromberg, den 16. Februar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(Schluß.)

Sie ging hinein und setzte sich in den großen Stuhl zwischen dem Bett und der offenen Glastür. Der Windzug von draußen mischte sich mit dem Duft des Raumes, und Bilder von ihren Wanderungen verflochten sich mit Erinnerungen an alle die behaglichen Stunden in dieser Kammer. Das war zu viel. Sie brach in Tränen aus, so heiß und weh, daß sie ihr Herz zu sprengen drohten.

Es klopfte behutsam an die Tür, und Jungfer Kruse bat zum Abendbrot. Adelheid stammelte hinter den Bettvorhängen ein „danke schön“ hervor. Dann mühte sie sich, die Tränenspuren vom Gesicht zu waschen und ihre gewohnte Haltung wiederzufinden. Und ging zum letztenmal hier auf dem geliebten Hof zum Abendessen — schlank und stolz bis zur letzten Schmerzensstunde. Sie wunderte sich, den Tisch in der Vorderstube leer zu finden; aber die Tür zur Alten Stube stand offen, und dort war heute abend der Tisch gedeckt. Solange sie auf Björndal war, hatten sie hier noch nie gegessen, und sie überlegte, was es wohl bedeute. Ihr Vater und der Alte standen am Kamin und plauderten. Die Tage waren noch so milde, daß kein Feuer brannte, und zum Schmuck hatte man Herbstlaub darin aufgehäuft. Es war, wie immer, dämmerig in der Alten Stube, doch auf dem Tisch brannten Lichter. Nicht der große Saal, kein großer Saal der Welt reichte an die Alte Stube heran, wenn sie festlich hergerichtet war. Hier hatten sie um den Kamin gesessen, viele, die jetzt tot waren, und auf den Bänken um den langen Tisch viele, deren Andenken vergessen war.

Es schien in Adelheid etwas zusammenzubrechen, als sie über den Tisch blickte. Es war nicht wie zu alltäglichem Essen gedeckt. Nein, zum Fest, mit dem allerschwersten Silber und dem feinsten Tischzeug. Jedes Licht stand in silbernem Fuß, und in den Flaschen funkelte goldener Wein. Es sollte wohl ein letztes Fest zum Gedächtnis des Hauptmanns sein — und zugleich für ihren Vater und sie, da sie morgen auf Nimmerwiedersehen abreisten.

Ein Schatten hatte sich im Dunkeln vom Fenstertisch an der Westwand erhoben. Eine Schwäche befiel ihre Glieder: es war der junge Dag. Er war also heute abend aus dem Wald heimgekommen, um gute Nacht zu sagen, wie Weihnachten auch — die allerletzte „gute Nacht“.

Man hatte nur auf sie gewartet und ging sofort zu Tisch. Vater Dag saß in dem großen Stuhl aus der Vorderstube an der einen Längsseite des Tisches, mit dem Rücken gegen das Südfenster. Ihm gegenüber der Major und an den Tischenden Adelheid und Dag. Sie hatte die Tür zur Vorderstube im Rücken. Feierlich weit voneinander getrennt saßen sie, aber das schien Absicht. Es geschah, wie Adelheid vermutete; als sie eine Weile gegessen und vom Wein gekostet hatten, ertönte des Alten Stimme. Er gedachte des Hauptmanns und aller gemeinsam verlebten Tage, er dankte Fräulein Barre und dem Major, daß sie ihm die Einsamkeit in letzter Zeit etwas erleichtert hätten. Als sie sich zutranken, hob Adelheid ebenfalls ihr Glas und nippte daran, aber sie meinte ihr eigenes Herzblut zu trinken.

Der Major trank oft und herzhaft, denn er wußte, daß man es durfte, wenn hier im Hause zum Fest gerüstet war. Ungewohnter schien es, daß der Alte sein Glas jeweils auf einen Zug leerte, und gleichwohl ein merkwürdig schwerer Ernst seine Blicke überschattete. Weshalb nur dies Fest in der Alten Stube? Gedachte er unvergeßlicher Stunden in diesem Raum? An den Hauptmann, der so jäh von ihm weggestorben war, gerade als sie einander so viel geworden waren? Nach jener langen Nacht kamen sie sich näher, und ehe Klinge krank wurde, verbrachten sie noch manchen guten Abend miteinander. In der letzten Zeit, als Klinge krank lag, hatte Dag immer treulich an seinem Bett gesessen, auch viele lange Nächte hindurch. Alle ihre Gedanken über Leben und Tod hatten sie einander mitgeteilt. Hieran dachte Vater Dag jetzt, und auch an die anderen Dahingegangenen. Er sah den Tod aller seiner Nächsten jetzt nicht mehr wie früher als Strafgericht für sich selber an. Aber er behielt alle diese Gedanken treu im Gedächtnis, die ihm jedesmal gekommen waren, wenn der Tod dicht an ihn herantrat. Keiner seiner Lieben hatte vergebens gelebt, noch war er vergebens gestorben. Er spürte, daß jeder der Dahingeschiedenen sein Scherflein zu dem beigetragen hatte, was endlich in ihm aufgewachsen war. Er fühlte sie alle in sich leben. Sie begleiteten ihn bei seinem Vorsatz, mehr mit Menschen als mit Geld zu schalten. Gute Menschen leben doch nicht vergebens — Dorthea in all ihrer Zurückhaltung hatte ihn durch Wort und Beispiel ermahnt. Oder der alte Klinge, der hier wie ein Schatten gewandelt war: seine einsamen Tage und sein schweres Los hatten Gedanken ausgelöst, die jetzt anderen zugute kamen. Dag betrachtete es als seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß Leben und Sterben der anderen nicht vergeblich waren.

Er saß an der Festtafel, gewiß; aber lange, ohne etwas um sich her zu hören oder zu sehen, so tief war er in Gedanken versunken. Manche Erinnerung überkam ihn heute abend; große Macht besaß er über die Menschen auf dem Hof, in der Siedlung, in den Wäldern und unendlich weit in den südlichen Tälern — wie ein König und Herr über das Leben vieler. Und doch konnte er jetzt, als er die drei anderen über den Tisch gebeugt sah, den Kopf erheben und mit der gleichen Einsamkeit im Blick umherspähen, wie zu Dortheas Zeiten. Wer einmal einsam geworden ist, der bleibt es sein Leben lang.

Die anderen drei — die hielten den Kopf meist gesenkt. Adelheid und Dag wollten nicht verraten, was an diesem schweren Abend in ihnen vorging, beide gleich stolz und scheu. So schienen sie unentwegt zu essen und auf ihre Teller zu starren. Der Major war damit beschäftigt, an dieser letzten Festtafel recht viel an Essen und Trinken zu bewältigen. Eine solche Gelegenheit bot sich ihm wohl nie im Leben wieder. Es kamen viele Gerichte auf den Tisch. Suppe und Fisch und Geflügel und Gepökeltes, Braten von Kalb und Elch und Schwein — und Gemüse und Obst, die

Ernte dieses Herbstes. Und sie spülten das Essen mit Wein und Branntwein hinunter und mit starkem Bier. Diesem Tisch konnte man keine Notzeiten ansehen. Der Alte war einer der Hellhörigen im Lande. Er hatte auf die Zeiten gemerkt und auf Winke, die er aus der Stadt erhielt, ihm standen viele Möglichkeiten zu Gebote. So manche Fuhre mit Korn und anderem war auf den Hof gekommen. Und von alters her verstanden sich die Siedler hier auf die Kunst des Rindenbrotes, und es gab unendlich viele junge Espen an den Hängen und mancherlei Moose und Laub, Riedgras und Binsen für das Vieh, wenn man die Zeit richtig nutzte. Dag hatte an alles gedacht und im Hof und in den Siedlungen und bei den Leuten, für die er draußen sorgen mußte, seine bestimmten Anordnungen getroffen. Dazu kam noch, daß in dieser waldumschlossenen, von Laubgehölz durchzogenen Siedlung der Herbstfrost nicht so scharf war wie draußen im offenen Lande, das dem Wind schutzlos bloßlag. Und der alte Dag hatte mit seinen Leuten in harten Zeiten reiche und nützliche Erfahrungen gesammelt und erinnerte sich der alten Überlieferungen sehr wohl. Jetzt kam ihnen alles vielfältig zugute. Die Not mußte lange dauern, wenn sie ernstlich in seinen Bereich gelangen sollte.

Beschäftigte ihn dieses, als er so nachdenklich über den Tisch mit dem Essen und über die anderen hinblickte? Nein, seine Gedanken verweilten schon wieder bei den guten Menschen, die einst um ihn waren, und bei seinem Vorsatz, ihren Willen zu verwirklichen. Und für einen einfachen Menschen, wie ihn, gab es nur eine Möglichkeit, ihren Willen lebendig zu erhalten. Sein Leben hieß handeln, sein Denken Vorbereitung zur Tat. Zwar hatte er in letzter Zeit allerlei Gutes getan an Leuten draußen im Land und drinnen in der Siedlung, in den Wäldern und auf dem Hof, Kleinigkeiten, von denen niemand zu wissen brauchte; aber konnte er nicht auch für andere, Näherstehende etwas tun?

Da war sein Sohn. Der würde alles von ihm erben, sein Geld und alles übrige. Für den war gesorgt. Dags Blick streifte Adelheid und den Major und ging dann mehrmals zwischen Adelheid und seinem Sohn hin und her. Beide aßen und aßen — ohne zu essen. Auf jenem Morgenspaziergang hatte er entdeckt, daß Adelheid an einem Herzeleid trug. Und war der Junge nicht außer Rand und Band, seit sie Weihnachten hier gewesen war? Da hüteten die beiden Geheimnisse, die jeder ganz für sich allein zu haben glaubte, und der Alte saß da und zählte ihre Heimlichkeiten wie Zahlen auf einem Papier zusammen.

Er schenkte sein großes Branntweinglas voll und trank dem Major zu, und als er es hinstellte, war es leer. Mit manchem war er im Leben fertig geworden, aber an Liebessachen hatte er sich doch nicht gewagt. Wie ein Lächeln glomm es in seinen Augenwinkeln auf. Er schien kaum geeignet, für andere zu freien, wo er einst nicht einmal für sich selbst gefreit hatte. Er musterte seinen Sohn verstohlen. Wie verschlossen das gesenkte Gesicht war. Es gehörte Mut dazu, sich in seine Geheimnisse zu mischen. Und Fräulein Barre, deren starren Ausdruck er beobachtete, sah auch nicht sehr zugänglich aus. Der Alte schenkte sein Glas wieder voll und goß es auf einen Zug hinunter. Freien war ein Ding zwischen Fragen und Bitten. Und in keinem von beiden besaß er Übung. Die Worte, die er auf der Welt sprach, lauteten: so soll es sein. Freierei war nicht seine Sache, nein. Er füllte sein Glas von neuem, ließ es aber stehen. Ein letztes Überlegen, dann beugte er sich langsam im Stuhl vor und blickte auf den Tisch hinab. Das silberne Haar wogte um die Schläfen, die Nase stand groß und spitz vor, die Augen waren unter den Brauen verborgen. Er nickte zweimal vor sich hin. Dann hob er langsam den Kopf, höher und höher, und sein Gesicht bekam den Ausdruck aller seiner großen Augenblicke. Die Haut spannte sich über den Knochen, als ginge er gegen scharfen Wind an. Er richtete sich im Stuhl auf, breit und gewaltig wie ein Elch, und sein Schatten an Wand und Decke wuchs zum Ungeheuer, als er sich gegen die Lichter vorbeugte.

Er räusperte sich und blickte zu Barre hinüber. „Was sagt Ihr dazu, Major, daß sich diese jungen Leute ineinander verliebt haben und uns kein Wort davon verraten?"

Drei Augenpaare starrten weitgeöffnet auf Vater Dag — alle drei im gleichen Augenblick, alle drei gleich verwirrt. Die erste, die sich faßte, war Adelheid, sie senkte den Blick und neigte das Gesicht, auf dem flammende Röte und fahle Blässe jäh wechselten. Als nächster fand sich der junge Dag wieder. Auch er senkte den Kopf, aber brennende Hitze schlug ihm in die wettergebräunten Wangen. Daß der Vater so ins Blaue hineinreden konnte! Nie hätte er das gedacht. Wie kam er bloß auf den Gedanken? Das nächste würde sein, daß Adelheid sich stolz wie eine Königin erhob und aus der Stube rauschte, und der Major würde gleichfalls aufstehen und ihr folgen. Alles würde zusammenstürzen. — Aber nichts dergleichen geschah. Der Major blickte nur ratlos von einem zum andern.

„Was muß ich da hören?" bekam er endlich heraus, „ist es möglich? Wie, Adelheid? Ist das wahr?" Seine Zunge war schwer vom vielen Trinken, und bei dieser Nachricht erlahmte sie völlig.

Adelheid blieb ihm die Antwort schuldig. Sie beugte sich tief über den Tisch. Die Augen des Alten waren dunkel und ruhig, aber in den Winkeln blitzte ein ganz kleiner schalkhafter Zug. War er nicht das Schicksal für so viele draußen in den Siedlungen? Konnte er es da nicht auch einmal für seine Nächsten sein? Erinnerte er sich nicht der Zeit, da er im Alter seines Sohnes stand — wie scheu und eigen er damals war? Sollte er zusehen, wie diese beiden, die sich liebhatten, einander verloren? Nein, hätte er so etwas geschehen lassen, ohne ein wenig einzugreifen, dann wäre er nicht Dag Björndal.

Adelheid Barres Schicksal, das Schicksal ihrer Familie — was bedeutete das auf Björndal? War nicht hier der Alte Schicksal für alles und alle? Der Major blickte vom einen zum andern und machte sich klar, was dieses Ereignis für seine Tochter bedeutete — und für ihn selbst. Aber er konnte es einfach noch nicht fassen und glauben. Sein Leben hatte sich noch nie zum Besseren gewendet.

Der Alte hob sein Glas. „Auf das Wohl der jungen Leute!" Sie tranken das letzte Glas und standen von Tisch auf. Jetzt hätten wohl Glückwünsche und Handschlag folgen müssen, aber alles war so seltsam, daß niemand recht zu sich kam. Adelheid dankte für das Essen, ohne die Hand zu reichen, und verschwand eiligst aus der Tür zur Vorderstube. Sie wollte in ihre Kammer hinauf, blieb jedoch in Gedanken bei der Treppe — gegen das Geländer gelehnt — stehen. Was war nur geschehen? War alle Qual durch die wenigen Worte des Alten aus ihrem Leben getilgt? War so etwas möglich auf Erden? Was war er für ein Hexenmeister, daß er das von ihr wußte! Wovon doch niemand etwas ahnte! War es denn überhaupt wahr? Liebte Dag sie denn wirklich? Das Blut brauste in ihren Adern, daß ihr schwindelte. Schritte nahten durch die Vorderstube, starke Schritte. Es war Dag, der Sohn.

Er hatte solange gewartet, bis er sie sicher in ihrer Kammer wähnte. Wie angewurzelt blieb er stehen, als er sie an der Treppe erblickte. Sie wandte sich langsam und starrte ihn an. Er war es, aber sein Gesicht war finster wie ein Ungewitter. Also war es doch nicht wahr . . .

Endlich faßte sich Dag. „Ihr dürft mir nicht böse sein", sagte er. „Ich bin nicht schuld. Es war nur ein Einfall von Vater."

Adelheids Augen weiteten sich in tödlichem Schrecken. „Es ist also nicht wahr?"

„Was soll nicht wahr sein?"

„Daß — daß Ihr mich liebt?" Ihre Stimme zerbrach fast in Weinen.

„Doch — das — das ist wahr", entwortete Dag — verlegen wie ein Junge.

Während sie hier an der Treppe stand, hatte Adelheid alle Haltung verloren; bei Dags letzten Worten wuchs sie zu ihrer gewohnten Größe auf, ihr Kopf hob sich so stolz, als blicke sie über die ganze Welt hin. Eine Weile stand sie so. Vielleicht wartete sie auf etwas — aber nichts geschah.

War die Kraft des Alten in sie übergegangen? Hatte er sie gelehrt, das Schicksal zu lenken? Ihr Fuß schritt die Treppe hinunter, und sie wandte sich Dag ganz zu. Eine einzige Kerze auf dem Kaminsims beleuchtete sie beide.

Schlank und feierlich schritt sie geradeaus, trat dicht an ihn heran, und stolz wie nie zuvor legte sie den Kopf zurück und schloß die Augen. Das Licht schien auf sie nieder und warf einen goldenen Schimmer auf ihr Gesicht. Ein süßer Duft, wie von Sommerblumen, streifte Dag. Er stand starr und wie gebunden, als erwarte er, daß die Erscheinung verschwinde. Da bewegten sich ihre Lippen, als flüsterte sie ein vertrauliches Wort. Dags Gesicht neigte sich. Er küßte Adelheid Barre — wandte sich um — und ging in die Stube

zurück. Er hatte sie nicht angerührt, — nicht mit den Händen. Adelheid blieb stehen wie eine Statue, an derselben Stelle. War es wirklich geschehen?

Lange stand sie unbeweglich, dann richtete sie langsam den Kopf auf. Doch, es war wahr. Mit Worten hatte er es bestätigt, mit einem Kuß sich ihr verpfändet. An derselben Stelle, wo sie ihn zum erstenmal gesehen hatte . . .

Aller Kummer, alles Herzeleid, Armut und Schicksalsschatten, alles war fort wie Tau vor der Sonne, fort vor den Worten des Alten. Konnte es eine solche Wendung in ihrem Leben geben? Ihre Augen füllten sich mit heißen Tränen, und sie wandte sich zur Treppe. Doch nein — weshalb sollte sie in ihre Kammer gehen und weinen? Stark wollte sie sein, und gut — gegen den einen — gegen alle. Ach, könnte sie doch geben aus ihrem vollen Herzen. Vielleicht — — Sie kehrte still um und ging lautlos in die Vorderstube.

Vater Dag hatte vorgeschlagen, die beiden Alten sollten eine Pfeife rauchen und einen gehörigen Schluck trinken, und der Major widersprach da keineswegs. Sie setzten sich also gemütlich an den Kamin, in dem das Herbstlaub fast wie Feuer flammte.

In des alten Dag Gesicht war eine sonderbare Veränderung vorgegangen, der einsame, adlerhafte Zug war merklich gemildert, und das aus gutem Grunde. Schwer hatte er mit sich ringen müssen. Dieser Kampf spielte sich tief in seinem Innern ab, der Kampf zwischen der Liebe zu seinem Sohn und der Abneigung, einen Gleichberechtigten neben sich zu sehen. Erst bei Tisch war ihm das voll zum Bewußtsein gekommen, als er sich entschloß, die beiden zusammenzubringen. Da stieg ein Unwille in ihm auf, den Sohn verheiratet zu sehen, auf dem Hof ansässig, statt in angemessener Entfernung draußen in den Wäldern. In Geldgeschäfte und alles würde der Sohn dann hineinkommen; und er kannte seine eigene Herrschsucht.

Der Kampf war kurz. Und ein Gefühl der Beschämung durchfuhr ihn. Sollte nicht der Sohn einmal alles übernehmen? Es war an der Zeit, daß er angelernt wurde. Sollte er nicht das Erbe der Sippe weitertragen?

Nein, er wollte den Sohn jetzt auf dem Hof haben, nahe bei sich, Familie um sich, dicht um sich, wie es in alter Zeit gewesen war. Und Adelheid Barre wollte er hier haben — sie sah aus, als könne man mit ihr über alles sprechen. Sie war so wunderschön, daß es froh machte, wenn man sie nur anblickte.

Schon in ihre Augen zu sehen, erschien ihm wie Kirchgang. Er wollte sie hier haben, mit ihr reden. Es sollte jetzt mit der Einsamkeit ein Ende haben. Und nach allen diesen Überlegungen, da hatte er sich erhoben und die kühnen Worte gesprochen — — —.

In jüngeren Jahren hatte er oftmals nachgedacht, was für ein Sinn wohl in Ane Hammarbös Prophezeiung liegen mochte: seine Familie werde so hoch steigen, wie es Menschen nur möglich sei. Daß nicht viele einen solchen Sieg über sich gewinnen, wie er selber im letzten Jahr, das kam ihm nicht zum Bewußtsein. Es war ein weiter Schritt vom ersten Bluträcher auf Björndal bis zu Dag. Vielleicht waren Anes Worte der Erfüllung nicht fern, wenn auch auf andere Art, als die Alten annehmen mochten.

Sie saßen am Kamin, Vater Dag und der Major. Der Sohn kam einmal bei ihnen vorüber, und Adelheid war vorher durch die Stube gegangen. Der Alte nickte vor sich hin; der Junge saß jetzt am Fenstertisch im Dunkeln. Draußen hatte es zu regnen begonnen. Es brauste mächtig in der Herbstnacht, und sie fühlten sich wohlig geborgen im Hause.

Leichte Schritte erklangen in der Vorderstube, behutsam wurde das Spinett geöffnet. Adelheid spielte — dunkle Töne, lichte Töne, starke, tiefe Lieder des Lebens, und Töne, so warm wie Flut. Dann kehrte sie in die Alte Stube zurück, wohl um gute Nacht zu sagen — groß und schön.

Vater Dag hatte jedem Ton gelauscht und dem Regen, der draußen rauschte; und alle lieben Erinnerungen waren an ihm vorübergezogen. Als sie kam, stand er auf — und was der Sohn nicht gewagt hatte, das tat der Vater. Er breitete seine Arme aus und zog Adelheid an sich, an seine breite Brust. Mit seiner harten Hand strich er ihr sanft über den Rücken und flüsterte: „Tochter — — —"

Ende.

Meine Erinnerungen an Wilhelm Jensen.

(Zu seinem 100. Geburtstag am 15. Februar 1937.)

Von Eva Gräfin von Baudissin.

Als Kinder sehnten wir uns nach dem Sommer, den uns in unserer Vaterstadt nur das enge Hausgärtchen und ein gelegentlicher Spaziergang über die alten Wälle vermittelten. Da war er erst, wenn eines Morgens ein großer Möbelwagen vor die Haustür rollte. Zwei dicke braune Pferde und ein ebenso rundlicher Kutscher hatten ihn herbeigeführt, und nach zärtlicher Begrüßung mit Mensch und Tier halfen wir mit beim Verstauen der für den Aufenthalt auf dem Lande bestimmten Möbel. Meine praktische Mutter verstand es, dem Innern eines Möbelwagens etwas Gemütliches zu geben; für sie selbst wurde eine Chaiselongue bereitgestellt, auf die sie sich schon vor der Abfahrt legte, um zu lesen. Wir Kinder wurden dem gesprächigen Kutscher überlassen. An der Trave, am Bahnhof fuhren wir vorbei, dann kam die „Puppenbrücke", so genannt nach den Kopien klassischer Standbilder, die sie schmückte. Und hier sagte der dicke Heinrich, weil wir über die Schultern zurückblickten und kicherten, in jedem Jahr mit Großmut: „Dreht euch man ruhig nach um, Kinners! Ich mach' mich da nichts aus." Das geschah, mit leiser Scheu vor unserer Mutter, die aber nichts zu hören schien, und darauf schlug Heinrich weiter vor: „Nu sagt es man auf, wovor hat Herr Geibel es sonst gedichtet." Einer von uns begann, und vorsichtig fielen die andern ein:

„Zu Lübeck auf der Brücken,
Da steht der Gott Merkur.
Er zeigt in allen Stücken
Olympische Natur.

Er wußte nichts von Hemden
In seiner Götterruh —
Drum dreht er allen Fremden
Den blanken — — — zu."

Das Wort auszusprechen, getrauten wir uns doch nicht, wir lachten nur. Aber Heinrich schob es laut und befriedigt ein. Ein ganz leises Hüsteln klang hinter uns auf. Heinrich übertönte die mütterliche Mahnung, die auch ihm galt, mit einem kräftigen Peitschenknall, dann fragte er teilnehmend: „Sünd se all dor, in Swärtau, unſ' Dichter un de Bäukerschriwer?"

Von Emanuel Geibel wußten wir es: er zog stets in den ersten warmen Tagen mit seiner Nichte Bertha in das Sommerhäuschen, das dicht hinterm „Riesebusch" lag, einem besonders schönen Waldteil an einem steilen Abhang. Seine Tochter mit ihren Kindern folgte ihm später. Zu unserer Begrüßung standen „Geibels" stets an ihrem Gartenzaun, und meistens schon vorm Tor des alten gemütlichen Wirtshauses, an dem wir auch vorüberfahren mußten, „Onkel und Tante Jensen" mit ihren vier Kindern. Das jüngste von ihnen — als wir es zum erstenmal sahen, noch ein Wickelkind — ist längst die Gattin des Herzogs von Weimar.

Das Bauernhaus, dessen unteren Stock meine Eltern für den Sommer gemietet hatten, lag noch etwas näher zum Walde hin. Mittags aßen unsere drei befreundeten Familien gemeinsam in dem damals noch einfachen Wirtshaus am Riesebusch. Der Dichter Geibel war wegen seiner Schroffheit, mit der er alle ihm fremden Menschen abwehrte, ein wenig gefürchtet, auch an der Mittagstafel beherrschte er mit seinen herrlichen blauen, ehrfurchtgebietenden Augen die Lage. Er saß natürlich an der Spitze — und Jensens, ja, sie galten in ihrer Eigenart doch als die Seltsamsten von uns allen. Sie kleideten sich nach eigenem Geschmack, unabhängig von der Mode, waren also ihrer Zeit weit voraus, sie sprachen und benahmen sich anders als die übrigen, noch streng der übernommenen Sitte Unterworfenen.

Nein, wir wurden nicht mit vollem Wohlwollen betrachtet. Noch dazu am Sonntag, wenn mein Vater zum Besuch herauskam und die drei Familien dann auch des Nachmittags und Abends beieinander blieben. Da saß man in Geibels Garten, es wurde gelacht und erzählt, fleißig getrunken — und vor allem improvisiert! Darin war Emanuel Geibel ja Meister. Der Schwung seiner

Rede und seine Begeisterung rissen alle mit fort, während sein bester Freund, der Getreidemakler Heinrich Schunck, der an diesen Sonntagen stets hier weilte, und auch mein Vater ihm an Witz und Humor überlegen war. Wilhelm Jensen erzählte. Er hatte eine die Erwachsenen wie die Kinder fesselnde Weise. Feinste Ironie, die wir Kleinen ja allerdings kaum würdigen konnten, würzten seine oft recht phantastischen Darstellungen von fremden Ländern, aber auch von deutschen Sagen und Helden. Seine geschichtlichen Kenntnisse waren ebenso umfassend, wie seine naturwissenschaftlichen. Das gemeinsame Studium der Medizin an verschiedenen Universitäten hatte zwischen meinem Vater und ihm eine bis zum Tode dauernde unverrückbare Freundschaft begründet. Lustige Erinnerungen aus der Studentenzeit hörten auch wir Kinder gern.

Der Studiosus Wilhelm Jensen, der, auf Sylt geboren, sehr früh Verwaiste, verfügte vielleicht über noch geringere Mittel als mein Vater. Jedenfalls, wenn er in den Ferien mit nach Lübeck kam, wo mein Vater bei seiner ältesten Schwester Unterkunft fand — mein Großvater hatte damals als Professor der Rostocker Universität und Achtundvierziger eine lange Festungshaft abzusitzen —, mußte er bei Heinrich Schunck zunächst einen Tag im Bett liegen bleiben, bis dessen berühmte alte Wirtschafterin Anna „das" Hemd des jungen Studenten ausgewaschen hatte! Die Beschränkungen haben seinem Humor aber wohl nie geschadet. Er war jedoch, nachdem er in München in Heyses und Geibels Kreise, sowie im „Krokodil", dieser Vereinigung aller besten künstlerischen Kräfte der damaligen Zeit, Aufnahme gefunden, seinem Studium untreu geworden und hatte sich vollständig der Literatur gewidmet. Nur kurze Zeit leitete er die „Schwäbische Volkszeitung" in Stuttgart, später die „Norddeutsche Zeitung" in Flensburg. Nach einigen Jahren in Kiel und Freiburg siedelte er ganz nach München über, verbrachte aber die Sommer am Chiemsee.

Damit hörten die gemeinsamen Sommerfrischen auf. Aber häufig kam er mit seiner Familie nach Lübeck zu seinen alten Freunden. Das war für unser Haus stets eine Freudenzeit. Wurde er doch auch uns Heranwachsenden niemals fremd: denn mein Vater las die aus München kommenden Briefe abends am Familientisch vor, und die von Wilhelm Jensen angeschlagenen Themen wurden mit großem Eifer aufgegriffen. Meine Jugendanschauungen sind von diesen Urteilen beeinflußt worden. Es gab wohl kaum eine Erscheinung in der Literatur der damaligen Zeit, waren es nun Novellen, Romane, Schauspiele und sonst bahnbrechende Bücher, wie „Rembrandt als Erzieher", die realistischen Franzosen, oder sogar Hebbel, den man auch im Norden erst zu würdigen begann, die nicht zur Sprache gekommen wäre, und meines Vaters Briefe seien, wie mir Marie Jensen noch kurz vor ihrem Tode versicherte, die schönsten gewesen, die wieder sie empfangen hätten, und überträfen in ihrem Gedankenreichtum wie in ihrem Humor so manches Memoirenwerk.

Alljährlich traf auch ein neuer Roman von Wilhelm Jensen ein, denn die geistige Fruchtbarkeit des Dichters war nicht weniger groß als seine Phantasie. Welche Kraft liegt nicht in seinem letzten Buch „Deutsche Männer, Geschichtlicher Roman aus dem Jahre 1809, ein Ehrenblatt zum hundertjährigen Gedächtnis —", es behandelt den berühmten Ritt durch Deutschland und die Rettung des Braunschweiger Herzogs mit seinen „Totenköpfen" nach England hinüber. Mit seiner schönen, klaren, mir seit Kindheitstagen vertrauten Handschrift schrieb mir Jensen eine Widmung hinein. Seitdem ich in München lebte, traf ich ihn und die Seinen öfters, begegnete ihnen auch im Heyseschen Hause.

Nun liegt seine Photographie vor mir, die eines jungen Studenten mit einem Riesenvollbart und der Losung seines Lebens, die er für meinen Vater auf das Bild schrieb: Männerstolz vor Fürstenthronen! Damals war er 21 Jahre alt, das Datum zeigt die Jahreszahl 1858. Dieser Losung blieb er zeit seines Lebens dann treu!

Am 24. November 1911 starb Wilhelm Jensen in München und ruht auf dem schönsten Friedhof der Welt: im Klostergarten auf der Insel Frauenwörth am Chiemsee. Seine Gattin wie sein treuer Freund, der Maler Emil Lugo, der jahrelang in Jensens Hause lebte, schlummern neben ihm.



Bunte Chronik



Das Fest der Laternen.

Alljährlich, wenn das lärmende Neujahrsfest vorübergerauscht ist, freut man sich in China auf den nun folgenden, nicht minder bunten und heiteren Festtag der Laternen. Dieser eigenartige Feiertag trägt wohl mit Recht seinen Namen, denn die prunkvolle Verwendung mannigfaltigster Laternen geht in einer Art vor sich, um die die Söhne des Reiches der Mitte von jeder anderen Nation der Erde beneidet werden könnten.

Interessant und überraschend zugleich ist die Tatsache, daß der Stoff, aus dem die tausende und abertausende von Laternen erzeugt werden, nichts anderes als gewöhnliches — Zeitungspapier ist, wo man doch beinahe schon gewettet hätte, daß die Chinesen bei ihrem Laternenfest nur echte Seide verwenden werden! Zeitungspapier wird jedoch nicht etwa aus Ersparungsgründen verwendet, sondern weil dieser Stoff als etwas ganz Besonderes anzusehen ist. Dabei sind die aus den Zeitungen der ganzen Welt hergestellten Laternen nicht im mindesten eintönig, sondern leuchten an jenem Tage in den hellsten Farben, daß es eine wahre Freude ist. Übrigens kommt auch dieses Material nicht allzu billig, zumal wenn man bedenkt, in welchen Mengen es vom Ausland her eingeführt werden muß. Für eine Tonne vergilbten Zeitungspapiers werden im Durchschnitt sechzehn Dollar bezahlt. Unter den Einfuhrstaaten steht selbstverständlich Amerika an der Spitze, das allein für diesen Zweck im Jahr für mehr als eine Million Dollar alte Zeitungen nach China exportiert.

Hollandhauben große Mode!

Man muß immer wieder feststellen, daß die Anregungen, aus denen die Mode schöpft, unendlich vielseitig sind. Es gibt nichts, was nicht schließlich von den großen Modeschöpfern aufgegriffen und gestaltet würde. Selbst die Geschichte muß ihren Tribut leisten. Kaum ist die Hochzeit der Prinzessin von Holland gefeiert worden, so hat sie schon die Phantasie der großen Pariser Modistinnen befruchtet. Man kann in den Schaufenstern jetzt Hüte nach Art der holländischen Hauben entdecken, die, wenn das richtige Gesicht darunter sitzt, recht anmutig wirken und der Trägerin einen rührend unschuldigen Ausdruck verleihen. Nun wartet man in Paris darauf, ob etwa die Krönung Georgs VI. sich dahin auswirken wird, daß den Damen Grenadiermützen, gewaltige Bärenmützen, wie die englische Garde zu Pferde sie trägt, oder indische Turbane auf den Kopf gesetzt werden.

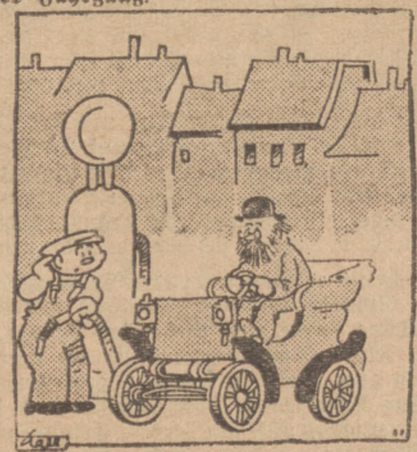
Eine Damenhutmode, die wirklich aktuell sein will, dürfte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.



Lustige Ecke



Unbekannter Jahrgang.



„Ich muß es aufgeben, Herr, ich finde den Benzinbehälter nicht!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.